Hegels Briefe

Autor(en): **Brock, Erich**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): **21 (1953-1954)**

PDF erstellt am: **23.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-758705

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

HEGELS BRIEFE

Von Erich Brock

Nach zwölfjähriger, kriegsbedingter Pause hat Felix Meiner, dem Eisernen Vorhang entronnen und in Hamburg neu eingewurzelt, wieder einen Band der nun von Johannes Hoffmeister betreuten kritischen Gesamtausgabe von Hegels Werken herausgebracht. Weitere sollen in schneller Folge erscheinen, darunter auch Neubearbeitungen der von Georg Lasson herausgegebenen, seit längerem vergriffenen Bände. Neubearbeitungen — denn die meisten Werke Hegels sind ja nur durch Vorlesungsnachschriften überliefert, und man kann da in der Zusammenarbeitung des Stoffes, der sich seit der ersten Gesamtausgabe ungemein vermehrt und Hegels Gedankenbild weithin neu gezeichnet hat, oder in der Einarbeitung neu aufgefundenen Stoffes sich nicht so leicht genug tun. (Ob allerdings die Ersetzung der Lassonschen sachlichen Anordnung bei den kleineren Schriften durch die rein chronologische billigenswert ist, lassen wir dahingestellt.) Aber auch der eben erschienene Band trägt neue Züge in dieses Bildnis ein; es ist der erste, bis 1812 reichende Band der Briefe, der die weithin unübersichtlich zerstreuten endlich sammelt und unbekannte hinzufügt. Ausführungen philosophischen Inhalts sind darin eher spärlich. Dafür sind die Aufschlüsse geschichtlicher, kulturgeschichtlicher und vor allem psychologischer Art überaus reich, und die letzteren so grundlegend, daß sie die erregendsten Lichter auf die Philosophie Hegels zurückwerfen.

Mit einem ungeheuren Akkord setzen diese Briefe ein. Hölderlin schreibt dem Freunde in seinem unnachahmlichen Ton, zart und bedeutend. Er sagt ihm das Größte: «Du bist so oft mein Genius gewesen.» Die meisten von Hegels Antworten sind verloren; aber sie müssen kaum minder hochgespannt gewesen sein. Hölderlin hatte geschrieben, keine Metamorphose könne den Zug verwischen, an dem «wir uns wieder erkennen» (9). Ob er den Freund später noch erkannt hätte? Die Hölderlin erkannten, waren damals Sinclair, Friedrich Schlegel und Tieck — nicht Hegel. Ein hier erstgedruckter Brief des Ersteren aus der frühen Wahnsinnszeit Hölderlins bringt von allen drei zutreffende Einstufungen über

dessen letzte Hymnen (165). Hegels Briefton rückt schnell in bedeutende Ferne zu Hölderlins Streben. Man möchte sich vielleicht die Briefe aus der Zeit von «Differenz», «Glaube und Wissen», «Phänomenologie» als titanisch mit Felsblöcken hantierend vorstellen, so wie etwa ein zweitrangiger Kammermusiksatz von Brahms (die leichten sind *doch* die besten). Nichts davon. Ein einziges Mal heißt es: «... Der ich viele Jahre lang auf dem freien Felsen bei dem Adler nistete und reine Gebirgsluft zu atmen gewohnt war...» (196); aber auch diese Aeußerung entschlüpft ihm nur als Begründung für die Ablehnung einer Zumutung, dogmatische Theologie zu unterrichten. Ist das nun die Verwirklichung seines Leitsatzes: «Das Herz zum Grabe des Herzens machen»? Sicherlich nicht mit einer tragischen Ausschließlichkeit. Denn Hegel tritt uns da als ein Mann entgegen, der gern und mit Aufmerksamkeit Kaffee, Wein und Bier trinkt, Karten spielt, witzige Reden führt, tanzt und sich maskiert, hübschen Frauen den Hof macht. In einem kurzen Briefwechsel mit einer Jugendliebe sagt er: «Ich habe allen Grund, zu vermuten, daß ein längerer Umgang mit Ihnen mich mehr befreit» (davon nämlich, «immer in allgemeine Reflexionen hineinzugeraten») «und mich mehr in die Fähigkeit eines frohen Spieles versetzt hätte» (56). Uebrigens hatte Hegel einen unehelichen Sohn, für den er jedoch ernsthaft sorgte (236). —

Also alles in allem eine Verspießbürgerlichung, ein reines Absinken von der idealischen Höhe mit Hölderlin und Schelling und vom Austausch der ekstatischen Gelöbnisse mit ihnen — so wie es Emil Staiger früher in seinem Buch «Der Geist der Liebe und das Schicksal» sehen wollte? Auch das nicht. Die Wahrheit liegt wohl in der Mitte. Es ist einerseits klar, daß der Verfasser jener drei Schriften nicht wohl aufgehen konnte in dem Vordergrundstreiben, das die Briefe vorwiegend enthüllen. Auf der andern Seite ist dieses Treiben zu selbstgewiß und meistens wohlgelaunt, als daß es immer nur eine Tarnung vor tiefernsten Befassungen bedeuten könnte. Hegels Interesse für die sachlichen und persönlichen Begegnisse unter seinen Fachgenossen (ja sogar für Hofklatsch, um den er nicht nur als Zeitungsschreiber sich bemühte), der oft unermüdliche Eifer seiner Polemik dabei, seine Freude an groteskem, manchmal etwas plumpem und die Pointen zu Tode hetzendem Humor — oft ist es allerdings Galgenhumor des von außen mannigfach und unwürdig Beengten, der dann mit den kleineren und lästigen Geistern auch die letzte Geduld verliert und zuweilen jedes Maß, jeden Geschmack überschreitet —, das alles ist *weithin* einfach naiv — paßt sich auch weitgehend der Umwelt

an, wie sie in den empfangenen Briefen sich abzeichnet. Da herrscht in hohem Maße derselbe Geist, nur etwas primitiver, ohne die vorwiegende innere Ueberlegenheit, ohne die gelegentlichen dämonischen Glanzlichter wie bei Hegel.

Hegel war trotz seines antikisch schönen und steilen Hochmutes (man denkt immer wieder an den Stich von Bollinger) ein Bürger geworden, in einem Ausmaße, wie es Hölderlin niemals wurde — darin behält Staiger recht. Nur ist es ein Bürgertum, das in seinem Grundzügen positiv zu bewerten ist — als sinnvolle Befestigung. Die Weltoffenheit Hegels paßt zu seiner Hinwendung zum Konkreten, der breiten Umfassung des Weltstoffes, zu der sich seine Philosophie bekennt. Solche Befestigung ist auch mit ihren Schattenseiten unerläßlich für jeden, dem es auferlegt ist, zu bleiben und Bestand zu gewinnen in Leben und Werk. Jedoch sie hat hier noch eine andere, allerdings sehr fragwürdige Berichtigung in sich. In Hegels Lehre steht jedem Ja ein Nein gegenüber; das Ja verschlingt das Nein, gebiert es aber alsbald neu. Damit aber diese «dialektische Methode», welche tiefere Wurzeln im Denken und Leben hat als jede andere, nicht in einen «phantastischen Sumpf» ausarte, wie in einer zeitgenössischen Besprechung die «Phänomenologie» genannt wurde (476), in welcher diese Dialektik zum erstenmal in ungeheurem Ausgreifen vorgeführt wurde — dazu müßte das Nein oder das Ja *endgültig* sein. Hegel selbst glaubte in seiner Jugend im Bunde mit Hölderlin und Schelling an die Verneinung alles Bestehenden, an die (durch Kant begonnene) Revolution durch und zu Gunsten des «Reiches Gottes», «die der ganzen bisherigen Verfassung der Welt und der Wissenschaften Streit auf Sieg oder Untergang anbietet» (21, Schelling). In seinem Alter glaubte Hegel an Recht und Vernunft alles Bestehenden, und er meinte damit den Standpunkt des Neins durch das Ja endgültig überwunden zu haben. Aber woher die Endgültigkeit? So gut immer wieder die Verneinung von der Bejahung überwunden wird, so gewiß auch schlägt das Ja immer wieder in das Nein um, sobald man im Einzelnen und Bestimmten bleibt; und das schlechthin Transzendente, den ersten Gott, der nicht in die Dialektik hinausgeht, sondern in sich bleibt, allerdings darum auch vom Denken nicht mehr inhaltlich erfaßt werden kann — ihn hatte Hegel von den Neuplatonikern nicht mitübernommen.

So blieb die Zweideutigkeit aller Einzelheiten und des Ganzen in Hegels System aufrecht, und nichts war dialektisch sinnvoller als die Spaltung seiner Schule in eine Rechte und eine Linke. Schließlich berief sich sowohl der äußerste Konservatismus wie der revolutionäre Bolschewismus auf ihn. Auch in der Geschichte von He-

gels eigenem Denken ist die Zweideutigkeit niemals überwunden. Ihr Aufblitzen im Objektiven kann bis zum subjektiven Zynismus gehen. In Sachen der Revolution findet sich im vorliegenden Bande die berühmte Stelle: «Die theoretische Arbeit bringt mehr zustande in der Welt als die praktische; ist erst das Reich der Vorstellungen revolutioniert, so hält die Wirklichkeit nicht aus» (253). In Sachen der Bewahrung sind die Stellen zahlreich, wo Kraft und Macht der Tatsachen verherrlicht werden und jede Auflehnung als leere subjektive Willkür verdammt wird. «Die Wissenschaft», heißt es hier, «die wahre Theodizee, wird davor bewahren, die Schicksale der Reiche von einem besetzten oder nicht besetzten Hügel abhängig zu machen oder über den Sieg des Unrechtes und die Niederlage des Rechts zu klagen» (137). — Natürlich hat diese ganze Doppelheit ihre besonderen Auswirkungen auf die politische Haltung, besonders bei einem Menschen, der sich zu leidenschaftlicher politischer Anteilnahme bekennt. In der Jugend wirkt Hegels Verherrlichung der Macht der Tatsachen vor allem zugunsten Napoleons und der Franzosen. Es wäre sinnlos, von Hegel viel Nationalgefühl zu verlangen. Im klassischen deutschen Zeitalter war von solchem im Gegensatz zur französischen Klassik noch wenig die Rede. In Schillers und Goethes Briefwechsel zum Beispiel erscheinen die französischen Kriegszüge durch Deutschland hauptsächlich nur als lästige Störungen des literarischen, buchhändlerischen und Reise-Verkehrs. Hegel nimmt ziemlich offen für Frankreich Partei, und das ist zweifellos nicht nur dadurch bedingt, daß Bayern, wo er seit 1807 lebte, zum Rheinbund gehörte und Kritik an dem Kaiser nicht duldete, besonders nicht bei einem Zeitungsredaktor, als welcher sich Hegel einige Jahre betätigen mußte. Es ist auch weithin verständlich, daß das schwungvolle Handeln Napoleons mit seinem weltgeschichtlichen Atem dem Philosophen mehr sagte, als die angstvolle, engstirnige, muffige deutsche Kleinstaaterei. Diesen Schwung empfand er wiederum als revolutionär: «Durch das Bad ihrer Revolution hat das Individuum in der französischen Nation die Furcht des Todes und das Gewohnheitsleben, das bei Veränderung der Kulissen keinen Halt mehr in sich hat, ausgezogen; dies gibt ihr die große Kraft, die sie gegen andere beweist. Sie lastet auf der Verschlossenheit und Dumpfheit dieser» (138). Das ist natürlich wesentlich; weniger verzeihlich dagegen, wenn er von da aus nun Napoleon als den sah, der nur die Mächte der Reaktion niederschlagen mußte, um dann allerorten die Freiheit einzuführen (185). Aber Hegels Vorliebe für Napoleon, Frankreich, das französische Heer ist zu dieser Zeit so, daß er ihnen alles zugute hält. Angesichts solcher Illusio-

nen braucht man allerdings nicht allzusehr an dem Widerspruch Anstoß zu nehmen, daß Hegels praktische politische Ueberzeugung offenbar schon damals auf einen gemäßigten Liberalismus und den Verfassungsstaat ging (197/8). — Es ist logisch, daß eine so dialektisch schillernde Grundhaltung dann im Journalismus, dem Hegel in Bamberg oblag, wirklich zum Zynismus ausarten mußte (186/7). Schon dort, ja schon in Bern, vor dem korrupten ancien régime (23), noch mehr aber als Gymnasialrektor in Nürnberg, war Hegel wiederum weit entfernt, das Wirkliche als vernünftig und die Staatsmacht als über subjektiver Kritik stehend zu achten — nachdem eben noch, ausgehend von Frankreich, ein wahrer Hymnus auf die Autorität und das Recht des etablierten Ansehens gegenüber den eigenen Gedanken des Menschen angestimmt worden war (209). Vielmehr werden alle leitenden Figuren und herrschenden Zustände des bayrischen Staates (Hegel sagt einmal «Barbaria» anstatt «Bavaria», 195) erbarmungslos mit ätzendem Hohn überschüttet.

Bayern war damals in einem eigenartigen Zustand. Nachdem die Jesuitenherrschaft und die eigene Unbehauenheit des bayririschen Stammescharakters das Land bis an die Wende zum 19. Jahrhundert in einem ziemlichen Mittelalter und abseits vom gesamtdeutschen Geistesleben gehalten hatte, kamen durch Napoleon die fränkischen und schwäbischen Gebiete hinzu, und zugleich bestieg ein Fürst den Thron, der eine seltsame Mischung von altbayrischem Patriarchalismus und schwärmerisch gesamtdeutschen Fortschrittsideen in sich hegte. Er berief zahlreiche Norddeutsche und Schwaben ins Land, meist Protestanten, welche den Staat und besonders sein Kulturleben nach neuzeitlichen Gesichtspunkten erneuern sollten — wogegen sich natürlich sofort eine heftige, ressentimentgeladene Gegnerschaft der altgesinnten Kreise erhob, welche bis zu Gewalttaten ging, ohne daß der König je wirklich davon abrücken wollte. In allen Verbesserungsvorschlägen wurden verdeckte Anschläge gegen den Katholizismus gesehen (205/6). So ergab sich als Reaktion der bayrische Zentralismus, unter dem die fränkischen und schwäbischen Provinzen bis heute seufzen. Hegel war ein Feind des Zentralismus, sogar für Frankreich (218/9). Als dann allerdings die Nürnberger 1809 mit den eindringenden Oesterreichern gegen Bayern und Franzosen Partei bildeten, war Hegels Entrüstung groß — es ging eben um Frankreich (289).

Nachdem Hegel schon in Bamberg tragikomische Sträuße mit der Münchner Zensur hatte ausfechten müssen, welche hinter der damals im Verkehr mit den Behörden auferlegten kriecherischen

Unterwürfigkeit seine tiefe Verbitterung zeigten, war dann die Nürnberger Zeit ein einziger, nie abreißender, mit gallenbitterer Ironie begleiteter Kampf gegen die «alleinseligmachende Münchener Bestialität» (303), die sich zusammensetzte aus sturem Klerikalismus, Fremdenfeindschaft und Entschlossenheit, die neuen Provinzen finanziell mehr oder minder auszuhungern. Das Gehalt war immer monatelang im Rückstand, die Schule selbst schwebte dauernd in Gefahr, aufgehoben zu werden (sie hat keinen Zulauf, denn sie gleicht für das Publikum «einer Eule auf dem Zweig, deren finsteres Aussehen jedermann zurückscheucht und die auch alle Augenblicke wegfliegen kann», 282). Der Rektor mußte die kleinsten schriftlichen Verwaltungsarbeiten selbst machen; und die Abwesenheit von — Abtritten gab zwar der Neigung Hegels zur weitgetriebenen Groteske reichliche Nahrung, bildete aber doch keinen Gegenstand, der ihm von der Abfassung seiner «Logik» so viel Zeit hätte wegnehmen sollen. Hätte nicht Hegel einen treuen Freund im Ministerium gehabt, Niethammer, auch einen der aus dem «Ausland» Berufenen, der, selber immer auf dem Punkt, alles hinzuwerfen oder hinausgestellt zu werden, Hegel zum Ausharren ermahnte und für ihn tat, was er irgend konnte — so hätte Hegel vorzeitig die Flucht ergriffen, vielleicht um in eine noch unwürdigere Stellung zu geraten. Wir besäßen dann nicht seine sehr wichtigen pädagogischen Schriften; Hegel hätte auch die Schule der Klarheit und Einfachheit entbehren müssen, welche der Lehrerberuf für ihn bedeutete. Er selbst sagte darüber: «Auf eine sublime Weise unverständlich zu sein, ist leichter, als auf eine schlichte Weise verständlich, und der Unterricht für die Jugend und die Zubereitung der Materie dazu sind der letzte Probierstein der Klarheit» (176). Vielleicht hat auch seine unbedingte Forderung, Philosophie in der Muttersprache darzubieten (299), aus diesem Verhältnis ihre Bestärkung erfahren. — Auch Hegel selber hätte wohl seine Lebensreise ärmer und unversicherter fortsetzen müssen; denn nach Abwehr der Kuppelversuche von Frau Professor Paulus, welche sich in ihren Briefen als eine intelligente, aber wenig anmutende Betriebmacherin abzeichnet, fand Hegel in Nürnberg an der Schwelle des Schwabenalters seine Lebensgefährtin, Marie v. Tucher, mit der er sehr glücklich zusammenlebte — «insofern Glück», sagte er, «in der Bestimmung meines Lebens liegt» (368). Die geistige Produktion aus *diesem* Anlaß allerdings wäre leicht zu entbehren gewesen. Es ist unfaßlich, wie ein Mensch von Hegels geistiger Höhe, der um Adel, selbst Schönheit großer Prosa wußte, der Freund von Hölderlin, dem er selbst eine etwas unflüssige, aber schwungvolle und keineswegs niveaulose Elegie ge-

widmet hatte, sich die einfältigen Reimereien durchgehen lassen konnte, welche die Gedichte an seine Braut trotz ihrer offenbar ehrlichen Empfundenheit darstellen (352, 355).

Hegels Urteilslosigkeit hierin ist um so auffallender, als seine Briefe mannigfache Gelegenheit bieten, seine Urteilskraft auch auf exzentrischen Gebieten zu bewundern. Daß er sich für befähigt hielt, auch Botanik zu dozieren, wie er an Goethe schrieb, scheint keineswegs unbegründet gewesen zu sein (142, 468). Höchst eindrücklich ist Hegels erbetenes Urteil über den «Tierischen Magnetismus», welches (wir wissen nicht, auf Grund welcher Erfahrungen) umschweiflos auf den Kernpunkt dringt und der Erklärung eine Art hippokratische Theorie vom Fluß des Pneuma zu Grunde legt (329/30). Uebrigens wurde in jenen Jahren zwischen Hegel, Schelling und anderen die Frage der Wünschelrute und des Pendels in vielen Briefen verhandelt. Ueber Magie verbreitet sich eine glänzende Ausführung, welche uns einen der seltenen Blicke in Hegels persönliches Innenleben verstattet und dabei bestätigt, falls jemand daran gezweifelt haben sollte, daß seine Dialektik mit ihrem Durchgang durch den Nullpunkt auch einen existentiellen Sinn hat: «Ich habe an dieser Hypochondrie ein paar Jahre bis zur Entkräftung gelitten: jeder Mensch hat wohl überhaupt einen solchen Wendepunkt im Leben, den nächtlichen Punkt der Kontraktion seines Wesens, durch dessen Enge er hindurchgezwängt und zur Sicherheit seiner selbst befestigt und vergewissert wird, zur Sicherheit des gewöhnlichen Alltagslebens, und wenn er sich bereits unfähig gemacht hat, von demselben ausgefüllt zu werden, zur Sicherheit einer inneren, edleren Existenz» (314).

So sehr diese Briefe von hundert Ironien und Dämonien, Zweideutigkeiten und Bosheiten, auch geringerer Art, funkeln, so gewinnen wir doch letztlich das Bild eines edlen Menschen. Er war (im Gegensatz zu Schelling) von wirklicher Bösartigkeit, von systematischer Ueberhebung und bloßer Selbstischkeit frei. So können wir uns dem Urteil G. H. v. Schuberts anschließen: «Er war, wo es galt, stets bereit, andern, die es bedurften und begehrten, seine Hand zu reichen» (492).

In unserem Beitrag «Künstler und Kritiker» (Februarnummer) bitten wir, Seite 609, Zeile 24 von oben, «Auslebung» in «Auslegung» zu verbessern.

E. B.